

BUCHBESPRECHUNGEN

Heilige Schrift:

Das Buch Genesis. Teil I, Kap. 1–25,18. Erläutert von Lothar Ruppert. Düsseldorf, Patmos-Verlag 1975 (Geistliche Schriftlesung. Erläuterungen zum Alten Testament für die Geistliche Lesung). 275 S., geb. DM 19,80.

Wohl keine Schrift der Bibel ist vom exegetischen Standpunkt so fesselnd wie ihr erstes Buch, dessen erste Hälfte (Kp. 1–25) hier fachkundlich und allgemein verständlich ausgelegt wird. Kennzeichen dieser geistlichen Einführung sind Sachlichkeit und Nüchternheit, die aber direkt auf die Mitte der alttestamentlichen Botschaft hinzuzeigen: es geht um die Geschichte Gottes mit den Menschen, und deshalb um Heils- und Unheils-Geschichte. Es werden die einzelnen Quellenschriften erschlossen und ihre theologische Aussage herausgestellt. Vorsichtige Hinweise auf das Neue Testament stellen den Zusammenhang der ganzen Bibel her. Doch meist ist dieser Schritt der geistlichen Schriftlesung dem Leser überlassen; er wird aber – das ist das Gute an diesem Buch – befähigt, eigene Einsichten und eigene Verknüpfungen zu finden, ohne besondere Voraussetzungen als die des Willens zu einiger Arbeit. Der Lohn der Mühe wird ein neues Fragen nach den Urproblemen des Menschen von Schuld und Heil und ein neues Hören auf die christlich-jüdischen Antworten sein.

J. Sudbrack SJ

Knoch, Otto: „Wirst du an den Toten Wunder wirken?“. Sterben, Tod und ewiges Leben im Zeugnis der Bibel. Ein besinnliches Lesebuch. Regensburg, Verlag Friedrich Pustet 1977. 287 S., kart. DM 14,80.

Der Vf. möchte in dieser Sammlung von Schrifttexten aus dem Alten und Neuen Testament der „Entfaltung der Auferstehungshoffnung und der darin eingeschlossenen Lösung der Frage nach dem Sinn des

Leidens Unschuldiger und des Sterbens allgemein... in großen Schritten nachgehen“ (16/17). Teil I (AT) ist überschrieben: „Gott, der gute Schöpfer der Welt, der Herr über Leben und Tod“ (19–158); Teil II (NT): „Gott, der Vater Jesu Christi, der Retter und Vollender von Welt und Mensch“ (161–260). In einem „Anhang“ folgen einige Zeittafeln (Wichtige Daten der „Heilsgeschichte“; die Abfassungszeit der zitierten biblischen Bücher bzw. verschieden datierter Abschnitte aus einzelnen atl. Schriften, aus Gen, Jes, Sach, Ps), ein Verzeichnis von weiterführender Literatur sowie ein Verzeichnis der zitierten Schriftstellen.

Aus den Texten des AT geht hervor, daß der Sinn menschlichen Daseins nach altisraelitischer Auffassung zunächst ganz in einem von Gott geschenkten, gelenkten und erfüllten Leben im Hiesigen gesehen wurde; der Tod galt demnach als etwas Selbstverständliches und Endgültiges. Erst allmählich lichtet sich das dunkle Geheimnis des Todes, dämmert es, daß der Tod etwas mit der Sünde zu tun hat, kann darum auch eine erste Hoffnung auf eine Hilfe Gottes nach dem Tod für die Glaubenden und Gesetzestreuen aufkeimen, bis schließlich, sehr spät, der Auferstehungsglaube durchbricht, der aber auch dann noch nicht von allen Juden geteilt wird. – In den Texten des NT geht es nicht nur um die in Jesu Verkündigung enthaltene und in seinem eigenen Schicksal endgültig gewordene Verheißung einer allgemeinen Auferstehung, sondern um das genauere „Was“ und „Wie“ eines ewigen Lebens in der Auferstehung, wofür ebenfalls Christus im Umgang mit seinen Jüngern nach der Auferstehung die entscheidenden Hinweise gibt. – Die ausgewählten biblischen Texte werden von einem kommentierenden Wort des Vf.s. begleitet, das ein tieferes Verständnis erleichtert. – Man kann dieses „biblische Lesebuch“ nur empfehlen.

F. Wulf SJ

Offenbarung und Glaube:

Guardini, Romano: Theologische Briefe an einen Freund. Einsichten an der Grenze des Lebens. München – Paderborn – Wien, Verlag Ferdinand Schöningh 1976. 67 S., kart. DM 6,80.

Über die lange Verzögerung der posthumen Veröffentlichung von Schriften Guardinis, die sehr zu bedauern ist, macht der als zuletzt verantwortlich zeichnende Herausgeber Johannes Spörle, der inzwischen auch schon verstorben ist, in einem Nachwort zum zweiten noch zu besprechenden Werk nur eine diskrete Bemerkung, so daß auch hier nicht darauf einzugehen ist.

Die in einem schmalen Bändchen veröffentlichten zehn Briefe an Pfarrer Josef Weiger enthalten nach Guardinis handschriftlicher Notiz „Entwürfe, die sich auf Ideen beziehen, welche mir für die fernere theologische Arbeit wichtig sind“. Einige dieser „Briefe“ haben nur die Form von Gedankenskizzen. Geschrieben wurden sie in den Jahren 1963–1966, nach einer langen Zeit der Krankheit, im Ungewissen darüber, ob „der augenblickliche Zustand das Ende der produktiven Arbeit“ bedeutet, „mit der Aufforderung, sich innerlich auf das Andere vorzubereiten“, oder den „Beginn eines neuen Schaffens“ anzeigen (6). – Es ist von einem eigentümlichen, Ehrfurcht gebietenden Reiz, zu erfahren, was den Geist des reichbegabten Lehrers und Verkünder, dem unser Land, insbesondere die Kirche in unserem Land, so viel zu verdanken hat, in den letzten Jahren seines Lebens bewegt hat. Es seien stichwortartig einige herausragende Gedanken genannt: die Sorge um das Humanum, um die personale Würde des Menschen, um seine Zukunft in dieser Zeit, um seine Verantwortung und Verpflichtung. Letztere werden vor allem in den Blick genommen, einmal die Schuldigkeit des Menschen Gott gegenüber, zum zweiten der Welt gegenüber. Gott ist die Höhe und die Mitte, von denen her alles gesichtet und beurteilt wird. Ihn gilt es im Kult zu verehren, als Absoluten und Unbedingten, ihn als Schöpfer, Erhalter, Erlöser und Richter gelten zu lassen. Hier versagt die Menschheit in dem Maße, wie sie die Welt sich zu eigen macht.

Die Bezeichnung des gegenwärtigen Zustandes als „Gottesferne“, als „Gottverlassenheit“ ist nach G. darum irrig (26). Die christliche Analyse dieser Zeit hat anders anzusetzen. – Und dann die Welt: Weil Gott der Unendliche sich sorgend und liebend dem endlich Seienden, der begrenzten Welt zugewandt hat (etwas sehr Verwunderliches!), um in ihr und ihrer Geschichte sein „Werk“ zu tun und durch alle Hindernisse hindurch zu vollenden, hat auch der Mensch keine höhere Aufgabe, als Gottes Reichtum und Güte in dieser Welt zur Erscheinung zu bringen. „Jüngstes Gericht“ bildet in dieser Sicht den „gewaltigen Abschluß des Gotteswortes“ (29). Trotz allen Versagens des Menschen und aller Schuld muß „Vertrauen“ (62 ff.) die Grundstimmung im Hinblick auf das Ende sein. Mit einem entsprechenden Gebet zum Dreifaltigen Gott schließt das Büchlein ab. – Es lohnt sich, es zur Hand zu nehmen und nachdenklich, betend zu erfahren.

F. Wulf SJ

Guardini, Romano: Die Existenz des Christen. Herausgegeben aus dem Nachlaß. München – Paderborn – Wien, Verlag Ferdinand Schöningh 1976. VIII/520 S., kart. DM 34,—.

Es handelt sich bei diesem Buch nicht um ein im strengen Sinn „nachgelassenes“ Werk. Denn Guardini hat es noch selbst für den Druck vorbereitet und ein Vorwort dazu geschrieben. Es sollte noch zu seinen Lebzeiten herauskommen. Widrige Umstände haben leider dazu geführt, daß es erst 8 Jahre nach seinem Tod erscheinen konnte. Das zu bemerken, ist nicht unwichtig. Denn eine so lange Zeit des Schweigens (de facto von 1966 an) wirkt sich für das Lebendigbleiben des schriftstellerischen Werkes eines Autors heutzutage viel nachteiliger aus, als das früher der Fall war. Die Zeit läuft uns immer schneller davon: Die ganze Mentalität, die Art des Denkens, die Sprache, die von den Geisteswissenschaften, auch von Religion und Theologie aufgeworfenen Fragen ändern sich von einer Generation zur anderen. Das könnte auch für Guardinis letztes Buch seine Auswirkungen haben. Die ältere Leserge-

meinde des Autors wird ganz sicher danach greifen – sie findet darin ihre Welt wieder –, ob auch die jüngere und mittlere Generation? das wird sich zeigen.

Das Buch enthält die Vorlesungen Guardinis aus den letzten Jahren seiner Münchener Lehrtätigkeit, die bis zum Schluß (Wintersemester 1962/63) einen großen (und zum guten Teil festen) Hörerkreis anzogen. Sie zeigen den klar gegliederten Entwurf einer christlichen Heilsgeschichte als Geschichte der Offenbarung, die sich im Handeln des Gottes der Schöpfung und Erlösung kundtut. Hier die Kapitelfolge: Glaube und Offenbarung, Der lebendige Gott (der biblischen Offenbarung), Der Anfang aller Dinge (Schöpfung und Paradies), Die Urschuld und der christliche Geschichtsbegriff, Die Erlösung und die Person Jesu Christi, Der Fortgang des Werkes Christi in der Kirche. – Das letzte Kapitel: „Der christliche Einzelne (Theologie der Existenz)“ gehörte nicht zur ursprünglichen Vorlesungsreihe, sondern wurde aus dem Nachlaß hinzugefügt, zu Recht, weil in ihm noch einmal der zentrale Gedanke des ganzen Werkes zur Sprache kommt. – Zu bemerken ist hier noch, daß der Entwurf nichts Ausdrückliches enthält über die „Letzten Dinge“, über Tod, Auferstehung und Gericht, oder in Weiterführung des Entwurfs: über die Vollendung der Heilsgeschichte. Das Fehlen einer Eschatologie mag angesichts der vielen Zukunftsideologien, aber auch der Neugewinnung christlicher Hoffnung verwundern; Guardini hat darüber anderswo geschrieben.

Zwei grundlegende Intentionen haben den Vf. in seinen Vorlesungen geleitet: 1. Er will seinen Hörern die unverkürzte christliche Botschaft vortragen, auch und gerade dort, wo sie an die Grenzen des menschlichen Fassungsvermögens, an das Geheimnis stößt, wo sie Ärgernis erwecken oder Abwehr hervorrufen kann. Er setzt das überlieferte christliche Bekenntnis als vorgegeben und unersetzbare Voraus, ohne an seinem Wortlaut irgendwelche Abstriche zu machen oder es neu zu interpretieren; er will nichts anderes, als es verstehen lehren und der menschlichen Erkenntnis erschließen. Bei diesem Bemühen bebt er die Aussagen der Offenbarung immer wieder und mit Nachdruck vom Versuch ihrer Rückführung auf etwaige religionsgeschichtliche

oder mythologische Überlieferungen ab. Der Gott der biblischen Offenbarung ist der ganz Andere. Bei aller Nähe zu seiner Schöpfung darf er doch niemals so in diese hincingezogen werden, als sei er die Geheimnisseite der Welt, ihr numinoser Glanz. Gott ist in absoluter Vollkommenheit Person und steht der Welt immer frei und souverän gegenüber; erst so tritt sein gnadenhaftes Handeln am Menschen, seine liebende Zuwendung zu ihm, ganz ins Licht.

2. Bei allem Festhalten an einem durch keinerlei Anpassung an den Säkularismus und Rationalismus der Neuzeit aufgewichchten Christentum möchte Guardini aber gleichzeitig Antwort geben auf die „Probleme, die sich aus dem Lebensgefühl, dem Weltbewußtsein und der Not unserer Zeit ergeben“ (300). Er tut es auf seine Weise. Nicht durch die moderne Exegese und ihre historisch-kritische Methode, auch nicht auf dem Weg theologischer Neuansätze, wie sie in den letzten Jahrzehnten vorgelegt wurden, noch überhaupt in der Fachterminologie der Theologen. Er will vielmehr seine Hörer „in der allgemeinen Sprache des philosophisch, psychologisch, historisch interessierten Menschen“ (252) dahin führen, die Offenbarungsinhalte als erstes in ihrer ursprünglichen (biblischen) Ausdrucksweise, ihren Bildern und Symbolen ganz ernst zu nehmen und sich bewußt zu machen, „wie sehr sie (die Offenbarungsinhalte), ihre Ordnungen und Maßstäbe sich von jenen unterscheiden, die aus der unmittelbaren Erfahrung und dem natürlichen Denken kommen“ (ebd.). Der Anfang aller Erkenntnis der göttlichen Offenbarung ist der Glaube. Erst dieser kann dann mit Hilfe der normalen Erkenntnismittel sich dem Geheimnis nähern. Guardini beruft sich dafür ausdrücklich auf den Anselm'schen Satz vom „Glauben, der die Verstandeseinsicht sucht“ (Fides quaerens intellectum). Solche Einsicht bleibt dann immer noch Glaubeneinsicht.

Es ist hier nicht der Ort konkret und im einzelnen zu zeigen, wie Guardini auf diesem Weg vorgeht. Die Quellen seiner hermeneutischen (verstehenden) Methode liegen im Reichtum einer ungeheuer breit gefächerten Bildung, die nicht enzyklopädisches Wissen, sondern Weisheit ist. Am fruchtbarsten wird diese Methode in den geschichtlichen Stücken der Bibel und in

ihren bildhaften Aussagen, weniger im Hinführen zur verstehenden Einsicht von begrifflich scharf formulierten Dogmen. Für ersteres sei auf die großartigen Ausführungen über die Urschuld des Menschen und ihre Folgen hingewiesen mit den Titeln: Die Zerstörung des Paradieses, Heimatlosigkeit und Gefangenschaft, Der Tod, Die Scham und die Unordnung, Die Blindheit, Urbild und Erbschuld (122–174), für das zweite auf die christologischen Geheimnisse der Menschwerdung und der Gottessohnschaft Jesu, mit deren Interpretation sich Guardini schwer tut (leider werden die Mysterien des Lebens Jesu kaum behandelt).

Der Akzent des ganzen Werkes liegt auf der Herausarbeitung der existentiellen Bedeutung der Offenbarungsinhalte für den (einzelnen) Christen. Innerhalb dieses Gesamtziels liegt der besondere Akzent noch einmal auf dem heilsgeschichtlichen Moment der Offenbarung, deren Kennwort für

Guardini die „Selbstbezeugung“, nicht die „Selbstmitteilung“ Gottes ist. Von daher kommt der Spiritualität dieser Vorlesungen ihre Eigenart zu.

Stellen wir zum Schluß bei allem Respekt vor dem Autor noch die Frage: Soll (muß) man das Buch lesen, obgleich es schon vor über 10 Jahren abgeschlossen wurde? Man kann es nur raten, auch wenn es eine Reihe von Fragen hinterläßt. Es ist kein theoretisches Werk, sondern gesprochenes, existentielles Wort, das ständig in den Denkprozeß mithinein nimmt, zur Auseinandersetzung herausfordert und Antwort verlangt. Zudem ist es das letzte Werk eines Meisters nicht nur der Sprache, sondern der Erschließung des christlichen Lebens. Es macht noch einmal den großen Intrepreten und Lehrer von der Zeit nach dem Ersten Weltkrieg an bis in die Zeit des II. Vatikanischen Konzils, also über eine Spanne von mehr als 40 Jahren, lebendig.

F.Wulf SJ

Christus:

Schillebeeckx, Edward: Christus und die Christen. Die Geschichte einer neuen Lebenspraxis. Freiburg-Basel-Wien: Herder 1977. 895 S., geb. DM 98,-

Nach dem umfangreichen Jesus-Buch (Die Geschichte von einem Lebenden, Freiburg 1975) interessiert dieser, auf die Praxis, also auch auf die Spiritualität bezogene, ebenso voluminöse Band besonders. Der hermeneutische Zugang ist diesmal nicht die Rückfrage auf den historischen Ursprung des Christentums in Jesus, sondern die Ausfaltung der Botschaft in die Sicht der einzelnen Evangelien hinein. Überaus wichtig ist der erste Teil (24–71), der von der Einheit zwischen Reflexion und Erfahrung („Erfahrung ist stets interpretierte Erfahrung“) ausgeht und damit das Verhältnis von Autorität (der Bibel, der Offenbarung) und Erfahrung (heutiger Mensch, persönliches Bewußtsein) klärt. Dieses Kapitel sollte im heutigen Gespräch mit den „Erfahrungen“ anderer Religionen ernst genommen werden. Die These von Schillebeeckx ist unwiderleglich: Es gibt keine nackte, reine Gottes-Erfahrung, sondern

nur eine Erfahrung „Gottes“ im Bezugsrahmen der eigenen Weltanschauung, des eigenen Glaubens. Beide bilden eine unauflösliche Einheit.

Der zweite Teil (75–607) ist eine Sammlung von Monographien über die Gnadenerfahrung in den neutestamentlichen Schriften. Hier ist zu fragen, ob z. B. das ausgezeichnete johanneische Kapitel (281–446) in diesem Riesenband nicht eher vergessen als veröffentlicht ist. Zweifelsohne leidet das ganze Buch unter dem Zuviel. Und so kommt es auch, daß nach einem – nicht zuletzt wegen der Kürze – hilfreichen dritten Teil (611–624) über „Strukturelemente [Grundzüge] der neutestamentlichen Gnadentheologien“, der letzte auswertende Teil „Gottes Ehre und das wahre, gute und glückliche Menschsein“ (627–822) blaß wirkt. Schillebeeckx stellt sich hier der Frage nach dem Leid; er geht den großen Antworten der Menschheit auf diese Grundfrage nach und entwickelt ein christliches Handlungskonzept in der Einheit von Handeln im Jetzt und Erwarten in die Zukunft hinein. Es ist bei aller Großräumigkeit doch das Grundkonzept einer „politischen Theologie“, und man muß die

Frage stellen, ob die ganzen vier Seiten (797–800), auf denen ausdrücklich über das Gebet gesprochen wird, auch nur etwas von dem einholen, was auf Hunderten von Seiten über die Gnadentheologie des Neuen Testaments aufgebrochen wurde. Vielleicht wirkt sich hier auch die Lücke der umfangreichen Arbeit aus, daß nämlich die Botschaft des NT fast ohne jede Rücksicht auf die Theologie- und Spiritualitäts-Geschichte konzipiert wird.

Alles das mindert natürlich kaum den Wert dieser großen Synthese, und es ist nur zu bedauern, daß nach dem spirituellen Epilog (823–835) und dem Anmerkungsteil die sachlichen Hinweise (872–895) kein Sachregister für das Buch bringen (nur ein Themenverzeichnis zur angeführten Literatur). So ist zu befürchten, daß das Buch auf weite Strecken die wertvollen Einsichten des Autors eher verschließt als bekannt macht. Das ausführliche Inhaltsverzeichnis bietet auch nur einen schmalen Zugang zu dem Reichtum des Buches: Eine Theologie der Gnadenerfahrung innerhalb des Neuen Testaments konfrontiert mit der Grundfrage des heutigen Menschen nach dem Sinn der Endlichkeit, nach dem Sinn des Leids.

J. Sudbrack SJ

Wer ist Jesus Christus? Hrsg.: Josef Sauer. Freiburg-Basel-Wien: Herder 1977. 200 S., kart. lam. DM 19,80.

Dieses Jesus-Buch ist nicht von jener Art, wie sie in den letzten Jahren häufig angepriesen wurden. Schon der Titel läßt das vermuten. Man will in theologischer Verantwortung fragen, was vom Neuen Testamente wie auch von der Tradition her unaufgebar und verpflichtend von Jesus als dem Christus festgehalten und bezeugt werden muß. Die Beiträge, die auf eine stark besuchte Akademie-Tagung in Freiburg (Januar 1976) zurückgehen, haben freilich recht verschiedene Perspektiven, was wahrscheinlich eine entsprechend unterschiedliche Zufriedenheit der Leser hervorrufen wird.

Am meisten interessieren wird der ausführlichste Beitrag von A. Vögtle über den verkündenden und verkündigten Jesus „Christus“. Hier findet man in 15 Punkten zusammengefaßt eine trotzdem minutiöse Darstellung der exegetischen Gesamt-Lage,

angefangen von den Kindheitsevangelien, der Zeugenschaft Johannes des Täufers und der Verkündigung Jesu bis hin zu den Fragen nach der Todessicherheit Jesu und der Bedeutung der Präexistenz-Aussagen. Es wird gezeigt, daß auch die christologischen Spitzenaussagen jene Gottumittelbarkeit explizieren, die dem vollmächtigen Sendungsanspruch Jesu zugrunde liegt. – Auch H. Riedlinger beginnt mit einer historisch-kritischen Rückfrage, konzentriert sich aber dann auf das Problem „Jesus und die Zukunft“, das er spekulativ dogmatisch zu lösen versucht. Gegen R. Bultmann, für den zwar nicht die Zukunft Gottes, wohl aber die Zukunft Jesu völlig ausfalle, erinnert er an die geistliche Schriftauslegung der Kirchenväter: die ewige Geburt Gottes durchwirkt alle Zukunft, Herkunft und Ankunft. – H. U. von Balthasar behandelt die Zugänge aus unserer Gegenwart zur Person Jesu noch „souveräner“. Er betrachtet 1. das Aussehen der gesamten Weltgeschichte nach dem Auftreten Jesu, 2. den Menschentypus, den er geprägt hat, und 3. die Gestalt seines Selbstzeugnisses in der Hl. Schrift. Es braucht zwar eine Erleuchtung durch den göttlichen Geist, um diese Zugänge zu sehen, d. h. einerseits den negativen Beweis aufgrund der übriggebliebenen Alternativen, wenn man die Synthese Jesu nicht will (Anarchismus, Nihilismus oder nachchristliches Judentum als organisierter Zwang zum irdischen Glück), bzw. positiv die Kirche mit den Heiligen als ihren Exponenten, für die man freilich Augen und Ohren haben müsse. – Über Neuansätze in der gegenwärtigen Christologie („Theologie“ in der Seiten-Überschrift ist wohl ein Druckfehler!) berichtet klar und übersichtlich W. Kasper: Christologie von unten, anthropologisch gewendete, als Theologie des Lebens Jesu, in einer geschichtlichen Perspektive. Seine zusammenfassende These: eine Christologie „von unten“ muß, wenn sie konsequent sein will, zu trinitarischen Aussagen vorstoßen. – Besonders anregend finde ich die zwar kurzen, aber prägnanten Vorschläge von B. Welte, in neuen Kategorien von Jesus zu sprechen, weil die abendländische Metaphysik in der Christologie einseitig zur Herrschaft gekommen sei (was sich auch in den liturgischen Festkreisen spiegelt: der Weihnachtskreis sei neben den älteren

Osterfestkreis getreten). Wie wäre es, wenn wir im Denken über Jesus die Kategorie „Ereignis“ führend sein ließen? – Das ist Weltes vorsichtig, aber überzeugend vorgebrachte Frage. – Ein Plädoyer für eine Christologie „von innen“ hält schließlich E. Biser. Sein Ansatz scheint mir der zur Zeit originellste, aber deshalb auch am schwiersten darzustellende zu sein. Im Anschluß an Origenes und Kierkegaard geht es um eine konsequente Revision des gesamten kategorialen Apparates, um die transkategoriale Selbstgewährung Jesu, um die Suspendierung des Individuationsprinzips. Bisers Modell hat, wie er selber zugibt, eine mystische Komponente und ein therapeutisches Interesse.

Die hohe theologische Qualität der verschiedenen Referate unterliegt keinem Zweifel. Schade nur, daß die Referenten im Buch überhaupt nicht miteinander sprechen. Ihre Beiträge enthalten gewiß genügend Zündstoff für ein fruchtbare Gespräch, in dem die unterschiedlichen Perspektiven bewertet oder auch abgewertet werden könnten. So bleibt es dem Leser überlassen, sich seinen Zugang zu Jesus selber zu suchen. Ich bin überzeugt, daß er für diese Aufgabe hier jedoch positive Hilfestellungen erfährt.

F. J. Steinmetz

Vögtle Anton: Was Ostern bedeutet. Meditation zu Mattäus 28, 16–20. Freiburg i. Br., Herder 1976. 107 S., kart. DM 10,80.

Exegese und Meditation mögen heutzutage nicht selten miteinander auf Kriegsfuß stehen; die wissenschaftlich exakte Untersuchung biblischer Texte scheint dem Trocken-Technischen kaum entraten zu können, während der meditative Weg zum Herzen des heutigen Menschen in der Regel über eine erlebnismäßige Erfahrung führt. Der – nach dem Lesen des Haupttitels des Buches zunächst unerwartete – Versuch des Freiburger Exegeten, die Bedeutung von Ostern auf Grund der vier Schlußverse des Matthäusevangeliums meditativ zugänglich werden zu lassen, sieht sich darum Schwierigkeiten von zwei Seiten gegenüber. Es sei gleich gesagt, daß sie in guter und überzeugender Weise bewältigt werden. Dies wohl nicht zuletzt dank einer eigenen Einführung in die evangeli-

schen Erzählungen und ihre Eigenheiten, zugleich aber auch in die bleibende Aktualität dieser Berichte. Der ausgewählte Text wird zunächst eigens übertragen (15) und dann für die Meditation in zwei Einheiten unterteilt. „Die erzählerische Einleitung“ (16–45) geht dem Sinn der Verse Mt 28, 16–18a nach; „Das Manifest des Auferstandenen“ sucht dann die Worte Jesu in den Versen 18b–20 zu erschließen und meditativ zu vertiefen (46–106). Diese Einteilung erinnert daran, daß der betrachtete Abschnitt nach einigen Hinweisen auf die Situation der elf Jünger auf dem Berg in Galiläa und das Erscheinen des Auferstandenen vor allem Worte – Vollmachtswort, Sendungsbefehl, Beistandszusage – an die Adresse der künftigen Apostel enthält. Der eigentliche Schwerpunkt der Stelle ist mit dem heute ebenso aktuellen Sendungsbefehl bezeichnet.

Von der Sache her liegt dem Vf. daran, daß der Leser und Betrachter die ehrliche Bereitschaft mitbringt, zunächst nicht sich, sondern die Texte selbst zu Wort kommen zu lassen (vgl. 33). Diese Bereitschaft wird durch die umsichtige Erklärung merklich erleichtert, die aber zugleich verstehen läßt, wie in diesen wenigen Worten eine auch uns angehende Zusammenfassung der Botschaft und des praktischen Auftrags Jesu steckt. „Christ-sein als bleibende Jüngerschaft“ oder „Die Botschaft vom Primat der Gnade“ oder „Die Not des Christ-seins: damals wie heute“, das geht unmittelbar an. Verbunden mit der Zusage des ständigen Mitseins Jesu ist dieser unser Osterglaube wirklich gefragt. K. H. Neufeld SJ

Lehmann, Karl: Jesus Christus unsere Hoffnung. Meditationen. Freiburg i. Br., Herder 1976. 96 S., kart. DM 9,80.

Der Titel des Bändchens erinnert nicht zufällig an jenen Grundtext, den die Deutsche Synode ihren Beschlüssen und Dokumenten voraussetzte. Die letzte der vier in dieser kleinen Sammlung gebotenen Meditationen geht auf eine meditative Einführung im Würzburger Dom zur Synodenvorlage „Unsere Hoffnung. Ein Bekennen zum Glauben in dieser Zeit“ zurück. Die beiden ersten Meditationen sind früher schon veröffentlicht worden und haben von daher ihren eigenen „Sitz im

Leben“. Dennoch bietet der Vf. ein durchaus zusammenhängendes Gefüge verschiedener Meditationsanregungen. Das Thema der ersten Meditation lautet: „Gelitten unter Pontius Pilatus, gekreuzigt, gestorben und begraben“, 9–37, das der zweiten „Licht vom äußersten Ende der Finsternis“, 39–55 (sie befaßt sich mit dem Credo-Artikel „hinabgestiegen in das Reich des Todes“), das der dritten „Die Emmaus-Erzählung“, 57–80, und der letzten „Jesus Christi Himmelfahrt und die Hoffnung der Welt“, 81–94. Die Bewegung reicht demnach vom Kreuz bis zur Auffahrt in den Himmel.

So kreist auch diese Sammlung wie das frühere Meditations-Bändchen des VI's. „Jesus Christus ist auferstanden“ (vgl. diese Ztschr. 49 [1976] 153) um die österlichen Geheimnisse von Tod und Auferstehung des Herrn. Und wie dort geht es auch hier um theologische Meditationen im eigentlichen Sinn des Wortes, d. h. um

echte Theologie in ihren zentralen Wahrheiten und um gläubig anregende und vertiefende Vermittlung. Man wird dem Vf. bescheinigen, daß seine Texte diesem Anliegen in guter Weise dienen. Natürlich ist Anregungen dieser Art immer eine gewisse Sprödigkeit eigen, da sie nicht einfach auf Nachvollzug angelegt sind, sondern eigenes Nachdenken und Betrachten anstoßen möchten. Im Umgang mit solchen Texten soll der Meditierende durchaus selbst noch etwas entdecken, soll weiterfragen, soll zum Beten kommen. Wie das, ausgehend von den christlichen Wahrheiten, möglich ist, wurde vielen fremd. Gerade indem die vorliegenden Meditationstexte die Erfahrung des heutigen Menschen, seine Nöte, Schwierigkeiten und Ängste immer wieder unmittelbar beranziehen, überbrücken sie den trennenden Graben, der für viele noch immer zwischen ihrem offiziellen Glauben und ihrer persönlichen Frömmigkeit klappt. K. H. Neufeld SJ

Maria:

Welte, Bernhard: Maria die Mutter Jesu. Meditationen. Freiburg-Basel-Wien, Verlag Herder 1976. 93 S., kart. DM 9,80.

Diese zehn Meditationen sind nicht „interessant“; sie wollen sich auch nicht interessant machen; sie sind fromm. Dies allerdings nicht simpel oder überschwenglich, sondern mit allenthalb spürbarem theologisch-exegetischem Wissen, das in vieler Mühe – am Schreibtisch, auf der Kanzel, nicht zuletzt in einem wohl langen, persönlichen Umgang mit der Mutter des Herrn – zur wissenden Einfachheit herangereift ist.

Welte stellt ein weiteres Mal unter Beweis, wie gut er Überkommenes (hier die lange Tradition christlicher Marienverehrung und -theologie) für heute zugänglich und fruchtbar zu machen versteht. Er zeigt Marias Bedeutung nicht vor allem an ihren Privilegien auf; sie wird zur „Schwester im Glauben“ in ihren (nachvollziehbaren) Grundhaltungen: in der Bereitschaft für Gottes Gabe und Gottes Ruf in das von Jesus eröffnete Heil; in ihrem gläubigen und mütterlichen Dienen; in ihrem Durchhalten und Reifen angesichts der Prüfungen und

Enttäuschungen auch ihres Glaubens; als die vom Schwert Durchbohrte, die, den toten Sohn auf dem Schoß, zum Segen und zum tröstenden Inbild wird für die leidgeplagten Menschen; als Makellose, an der Gottes leuchtende Lebensfülle sich bezeugt als Verheißung und antreibende Kraft, daß auch unser Leben in allen Bereichen klar und voll werde; als Siegerin über die Mächte des Bösen, mit denen auch wir zu kämpfen haben und die doch – in Jesus – schon besiegt sind; als die Gnadenvolle, die erkennen läßt, wie sehr unsere extrem männlich-rationale Gegenwart die Ergänzung der erfahrenen Geschenkhaftigkeit in allen Dimensionen braucht; als maßgebliches Bild der Kirche, der lebendigen Gemeinschaft der Glaubenden, an dem wir mitbauen sollen als Brüder und Schwestern aus dem „Mutterschoß“ der Taufe; schließlich in ihrem Heimgang „mit Leib und Seele“, als Modell des erlösten Menschen, damit wir glauben können, daß unser Weg – wie der aller Menschen – in den Tod führt, daß wir aber, wie Jesus und seine Mutter, durch den Tod hindurch aufgenommen werden „dorthin, wo wir ewig hingehören“ (S. 93). Die „Aussicht“ wird zur „Anschau-

ung“, das Bild zur Beleuchtung und Anregung des eigenen christlichen Lebens. Nur muß man sich der stillen Art und Sprache aussetzen, d. h. selber und von innen her still werden; sonst findet man keinen Zugang zum Gesagten und besinnlich Bedachten. Aber sollte das nicht Voraussetzung sein für jede Meditation?

C. Bamberg OSB

Ratzinger, Joseph: Die Tochter Zion. Betrachtungen zum Marienglauben der Kirche. Einsiedeln, Johannesverlag 1977 (Sammlung Kriterien 44). 83 S. brosch. DM 8,-.

Das Büchlein trägt die Zeichen seiner Herkunft (Vorträge im Frühjahr 1975) an sich: Verzicht auf fachwissenschaftlichen Ballast (außer einigen Anmerkungen) und Darstellung des großen Bogens der katholischen Mariologie – in allerdings überaus dichter Sprache.

Die methodischen Vorfragen (9–27, Der biblische Ort der Mariologie) sind aus sich schon dogmatische und spirituelle Zentralfragen. Erst auf Grund einer Vorentscheidung, „Handelt Gott oder handelt er nicht?“ (59), und erst mit der kirchlichen Überzeugung von der Einheit des Alten und des Neuen Testaments kommt die Gestalt Marias in den Blick. In einem souveränen Überblick, der die Beherrschung des Detailwissens verrät, werden die Linien vom AT zum NT ausgezogen: Eva, „die Mutter allen Lebens“; die „Frauenpaare in der Geschichte der Väter, in denen sich das Besondere des Weges der Verheißung abzeichnet“ („Die Geschichte dieser Frauen wird zur Theologie des Gottesvolkes und darin zugleich zur Theologie des Bundes“); das Hohelied als Teil des Kanons; die Gestalt der Weisheit; die Tempeltheologie; all das klingt zusammen zu einer Theologie der Frau: „Sie drückt die Realität der Schöpfung, sie drückt die Fruchtbarkeit der Gnade aus“. Mit diesen Farben wird nun das überbietend Neue der neutestamentlichen, von der Kirche gehörten Botschaft gemalt. (29–83, Der Marienglaube der Kirche): Das Grunddogma von Jungfrau und Mutter, worin zugleich die Einheit von Biologie und Person wie auch das reale Handeln Gottes innerhalb der Welt geglaubt wird; die Sündenlosigkeit Marias,

die aus der Typologie Eva – Tochter Zion – Maria als Aufhebung des Widerspruchs zwischen dem Wollen Gottes und dem der Schöpfung verstanden werden muß; die leibliche Aufnahme Mariens in den Himmel mit der Freude darüber, „daß es das wahre Israel unzerstörbar gibt.“

Es ist nicht leicht, den Reichtum des Büchleins auszumessen. Wahrscheinlich wird es der Frömmigkeit am leichtesten gelingen, die hier vorliegende geglückte Synthese von singulärem Fachwissen und großem Überblick, von durchsichtiger Sprache und gedanklicher Logik nachzuvollziehen.

J. Sudbrack SJ

Balthasar, Hans Urs von: Der dreifache Kranz. Das Heil der Welt im Mariengebet (Sammlung: Beten heute 9). Einsiedeln, Johannes Verlag 1977. 95 S., brosch., DM 8,-.

Gemeint ist mit dem Titel dieses Büchleins der Rosenkranz. Viele Christen stehen ihm – heute stärker als früher – reserviert gegenüber; andere haben ihn gerade wegen der ständigen Wiederholung des gleichen Gebetes (ähnlich wie das vom ostkirchlichen Mönchtum herkommende „Jesusgebet“) neu entdeckt. Der Vf. möchte auf seine Weise eine Hilfe anbieten, mit der die Gefahr der Eintönigkeit des Rosenkranzbetens abgewehrt werden kann. Er begnügt sich nicht damit, das in einem ständigen Kreislauf wiederholte „Ave Maria“ in eine bald engere, bald lockere Beziehung zu den Geheimnissen der Erlösung zu bringen, wie sie in den 15 Gesätzen angesprochen werden. So geschieht es für gewöhnlich. Er zeigt vielmehr auf, daß schon im „Ave Maria“ selbst die urbildhafte und grund-legende Rolle Mariens in der Heilsplanung und im Heilswerk des dreifaltigen Gottes aufleuchtet (5–9). Hier legt der Vf. in präziser Unterscheidung und fast zu dicht die wesentlichen Elemente einer Mariologie vor: Maria nimmt das ankommende, in die Welt hineingesprochene Wort Gottes in radikaler Glaubensbereitschaft an und beantwortet es in einem Ja des vollkommen Übersichtverfügenlassens. Darin ermöglicht sie, daß das Wort Gottes nicht unbeantwortet vom Menschen zum Vater zurückkehrt, daß die

gnadenhafte Gemeinschaft zwischen Gott und Welt im „Wir“ des Wortes und ihr, der glaubenden Jungfrau, eine bleibende Gestalt annimmt (Ursprung und Urbild der Kirche) und daß auch alle anderen Menschen ihr Ja sagen können und so in den „Leib“ Christi eingegliedert werden.

Dieser marianische Zug der Heilsgedanken und der Heilsplanung Gottes (Maria als Vermittlung zwischen Gott und Welt, Christus und Kirche ...) wird nun in den Erlösungsgeheimnissen des „dreifachen Kranzes“ je von neuem, in ständiger Abwandlung und Vertiefung aufgewiesen, so daß die ganze Heilsgeschichte der Welt und der Menschheit im Mariengebet zur

Sprache kommt (13–93). Der Reichtum und die Fülle der hier dargebotenen Gedanken sind unerschöpflich. Wer sie meditativ aufnahme und daraus lebte, würde im Rosenkranzgebet über Eintönigkeit nicht mehr zu klagen brauchen, auch wenn sie nicht immer voll zum Bewußtsein kommen. Nur eine Frage stellt sich uns am Schluß der Lektüre: Wird die zwar ganz am Wortschatz der Schrift und der großen theologischen Überlieferung orientierte, aber doch auch eigenwillige Sprache des Vf's in ihrer Bild- und Symbolträchtigkeit vom heutigen Leser verstanden und angenommen? Andererseits: Wer radikalen Glauben und radikales Christentum sucht, hier findet er sie.

F. Wulf SJ

Überlieferung:

Rupert von Deutz: Lesungen über Johannes. Der geistige Sinn seines Evangeliums. Bd. I: 1.–7. Buch (XXI/484 S.); Bd. II: 8.–14. Buch (S. 485–952). Trier, Spee-Verlag 1977 (Reihe: Occidens. Horizonte des Westens, Band 1). Ln. DM 125,— (für beide Bände).

Der Siegburger Benediktiner, der Abt von Deutz wurde (1075–1129), zählt als einer der kongenialen Erben der Vätertheologie, besonders der des heiligen Augustinus. Sein Schriftum atmet noch die Einheit von Schriftverständnis, Theologie und Spiritualität, nach der wir uns heute schnen. Man ist dem Herausgeber der lateinischen Werke Ruperts, P. Rhaban Haacke OSB, dankbar, daß er sich die Mühe machte, eine Übersetzung von Rektor Ferdinand Edmunds († 1975) nach seiner eigenen kritischen Ausgabe des Originals (1969) zu korrigieren und mit Anmerkungen zu versehen.

Die Übersetzung hält sich sehr sorgfältig an den Originaltext (das »ganz«, 837 unten, ist mißverständlich) und erspart dem Leser deshalb nicht das Mitdenken. Leider wird von der Übersetzung dazu keine Hilfe angeboten: Rupert steht in den theologischen Kontroversen seiner Zeit und bringt sie – nach damaliger Weise – in die fortlaufende Kommentierung ein. Die Anmerkungen der Übersetzer tun nichts, als Zitate zu verifizieren. Wer weiß z. B., daß

der „Donatus“, den Rupert als Knabe gehört hat (1), der klassische Grammatiker des Mittelalters war? Wer kann mit dem Häretikernamen „Humaniformier“ (6 und 222; lat.: humanoformii) etwas anfangen? Wer kennt sich schon in den mehr oder weniger deutlich werdenden Streitigkeiten des 11. Jahrhunderts aus? Ich glaube, auch eine inhaltliche Aufschlüsselung hätte der Übersetzung gutgetan und größeres Verständnis gewährt. Wenn z. B. Rupert die mehr buchstäbliche Auslegung der Hochzeit zu Kana vorlegt (nur hier gibt er zwei Auslegungen), dann spricht er sehr deutlich von dem „niederen Stande der Vermählten“ (95) und wundert sich, wieso Maria an einer Hochzeit teilnimmt: „ein großes Beispiel der Demut“ ... „Das sollen die Jungfrauen nicht nachahmen“ (98). Hier bedarf ein nicht vorgebildeter Leser schon einiger Hilfe. Dann würden ihm so wunderbare Stellen wie folgende noch mehr Freude bereiten: „Denn was sind wir anders als Instrumente des großen Tonkünstlers Gott? Daher wird uns geboten, mit Harfen und Flöten – das sind fürwahr unsere Herzen und Körper – den Herrn zu loben“ (7/8). Es wäre im Sinne des nicht spezialisierten Leserpublikums, dem die deutsche Übersetzung zugeschrieben ist, wenn ein dritter Ergänzungsband mit einigen inhaltlichen Erläuterungen folgen würde.

J. Sudbrack SJ